

Nr. 39. Bromberg, den 18. Februar 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter.

Friedrich Vandekamp befindet sich auf seinem Morgenweg in sein Kontor. Es liegt auf der Speicherinsel, mitten im geschäftlichen Treiben der alten Hansestadt, die jetzt „Freie Stadt" genannt wird. Sein Landhaus aber hat er sich draußen aufgebaut. In grün umkränzte Hügel hat er es gebettet mit weitem freien Blick auf den sanft aufsteigenden Wald und den blauenden Himmel über ihm. Kein Ton der aufgeregten Geschäftigkeit dringt in seine abgeschlossene Stille. Nur das Surren der elektrischen Bahn hört man aus verschleierter Ferne. Sonst nichts als Vogelgezwitscher und Bäumerauschen, und an Tagen, an denen die Luft besonders tragfähig ist, ein dumpf verhaltenes Murren und Grollen, als käme es vom Meer herüber. Aber vielleicht bildet er sich das nur ein. Denn seine Frau, die oben krank auf ihrem Zimmer liegt und für alles, was um sie her klingt und tönt, ein sehr feines Gehör besitzt, hat für seine Wahrnehmung nur ihr überlegenes Lächeln und meint, das Meer läge viel zu weit von ihrem waldumgebenen Haus, als daß man sein Rauschen bis hierher vernehmen könnte. Mag sein, daß er es sich einbildet. Schließlich ist es ihm gleich. Er hat an so viel anderes zu denken, für so viel anderes zu sorgen, das wichtiger und gewinnbringender ist.

Er macht den Weg immer zu Fuß. Gewiß, er hat seinen Wagen. Aber er benutzt ihn nie. Sein Sohn Timm beansprucht ihn für seinen Sport, seine Jagden und galanten Ausflüge genügend, und er bedarf bei seiner angestrengten Tätigkeit der Bewegung und der frischen Luft.

Der Weg ist weit, aber sehr schön. Besonders in der Morgenfrühe, wenn alles um ihn her eben aufgestanden und noch jung und unverbraucht ist. In den Vorgärten, die sorgsam, manchmal bis zu gezierter Überkultur, gepflegt sind, erfreut ihn die bunte Üppigkeit der scheinbar wahllos und doch in wohlüberlegtem Gleichmaß gepflanzten Bäume. Am Wegesrand sind die schattenden Kastanien beschäftigt, ihre ersten Kerzen anzuzünden, einige sind bereits weiter in der Arbeit, andere scheinen sich Zeit zu lassen. Gerade so ist es mit dem Flieder; der weiße ist in voller Blüte, der rotblaue hüllt sich noch in keusch verschlossene Knospen. Aber leiser, weicher Duft schwebt schon von ihm hinüber, erquickt seinen Sinn und lenkt ihn, für Augenblicke wenigstens, von den Gedanken und Sorgen ab, die nun einmal mit ihm gehen, wohin er den Fuß auch wendet. Dafür ist er der Inhaber einer der größten Firmen der Stadt, und dafür hat er zu Hause die kranke Frau.

Nun ist er in die herrliche alte Allee eingebogen, die, zweireihig zu beiden Seiten der breiten, asphaltierten Straße, den schmucken Vorort mit der Stadt verbindet.

Die Linden, die Spätlinge des Frühlings, haben weichschimmernde grüne Schleier angetan, die sich hier und da schon verdichten, so daß die Morgensonne einige Mühe hat, mit ihren des Kampfes noch wenig geübten Strahlen durch ihr im leichten Wind spielendes Gewirr hindurchzudringen.

Friedrich Vandekamp hat die Allee verlassen und wandert, den Schritt ein wenig beeilend, über die Nordpromenade, durch den winzigen Irrgarten, dessen Benennung einer übermütigen Ironie entsprungen scheint, der Stadt zu.

Der Frühling ist diesmal später und kälter als sonst wohl auf den Plan getreten. Er hat hier oben im herbgetönten Osten ja immer ein etwas sprödes Gesicht. Diesmal aber doch ganz besonders. Gerade so aber liebt ihn Friedrich Vandekamp. Denn in seiner durchsichtigen Klarheit und härtlichen Würze wirkt er um so wohltätiger auf angespannte Nerven und ein überarbeitetes Gehirn. Dankbar genießt er ihn mit jedem Schritt, den er vorwärts kommt zugleich mit einer leichten Wehmut, zu der er neigt. Denn er weiß, wie bald und unversehens, wenn man Tag für Tag dieselbe Straße wandert, das Bild wechselt, wie dieser lachende Frühling dem schwülen Sommer, in dem ihm der lange Weg nicht mehr ganz leicht fällt, und dem Spätherbst, unter dessen fröstelnder Feuchtigkeit er leidet, den Platz räumen wird.

Wie pfeilschnell doch solche Jahre dahinfließen, wenn jedes von ihnen genau dasselbe bringt: die streng geregelte Arbeit im Kontor, das anstrengende Disponieren, den niemals Ruhe lassenden Gelderwerb.

Aber diese wunderbaren Denkmäler altdeutscher Kunst, die er auch heute wieder mit stiller Ehrfurcht betrachtet, sie bleiben sich in ihrer Schönheit immer gleich, ob er sie im flimmernden Spiel der jungen Frühlingskinder, im satten Glühen der sommerreifen Sonne oder in den grotesk gezackten Gebilden des winterlichen Schnees erblickt.

Seltsam, daß das Geschaffene beständiger und dauerhafter sein kann als die Natur, ja, als das Leben selber, in dem der Wechsel das einzig Bestehende ist: dies goldgezierte Hohe Tor und gegenüber der altgotische Stockturm, über die Jahrhunderte hindurch Frühling und Herbst, Sommer und Winter dahingegangen sind, und die so fest und trutzig dastehen, als gäbe es für sie weder einen Wechsel der Jahreszeiten, noch der Schicksale.

Die Langgasse mit ihren alten Patrizierhäusern schreitet er hinunter, wird überall gegrüßt, hier und da auch angesprochen, obwohl er ungern stehen bleibt und Antworten gibt, deren Einsilbigkeit nicht zum Weiterreden ermuntert.

Pfeilschlank wie eine Nadel glüht der goldverbrämte Rathausturm zu ihm hinüber. Wie ein stiller Fingerzeig in Fernen, die man nur mit der Seele suchen und ersehnen kann. Feingemeißelte Spitzbogen lassen ihr wunderzartes Gewebe in der Sonne funkeln. Um den Neptunsbrunnen schwirren Tauben, flattern mit den silberglänzenden Schwingen hoch empor zum alten Artushof.

Und nun? Was wächst ihm da entgegen? Reckt sich vor ihm empor aus dem steinernen Wald von Zinnen und Mauern, dem Geäst spitzgeschärfter Vasallentürmchen, aus dem weich und warm ihn umschmiegenden Häusergewirr? Etwas

Massiges, Wuchtiges, Unaussprechliches, ein Recke, stark und gewaltig, einsam in seiner unnahbaren Majestät. Läßt den Blick auf ihn hinuntergleiten, den armen kleinen Wanderer dort, der mit seinen Geldgedanken und Geschäftssorgen seine Straße zieht, so stolz und geringschätzig zugleich, daß Friedrich Vandekamp, der eben eine sehr gewichtige, heute abzuschließende Berechnung durchkalkuliert hat, über sich selber den Kopf schütteln muß.

Der Turm von St. Marien ist es, das Wahrzeichen und der getreue Ekkehard der alten Hansestadt, der sturmverwitterte Zeuge ihrer Geschichte und Geschicke, ihrer Leiden, Kämpfe und Siege.

Friedrich Vandekamp ist kein Kunstkenner. Er will auch keiner sein. Er ist Kaufmann. Das ganze Wesen und Werk seines in nüchterner Gleichmäßigkeit sich abwickelnden Daseins ist in dies eine Wort eingeschlossen wie in eine Festung. Aber die Liebe zu seiner Heimatstadt, in der er geboren ist, in der er auch sterben will, die trägt er im tiefsten Herzen, und ihre alten Bauten und Kunstdenkmäler sind ihm vertraut von seiner ersten Kindheit an.

Am Steffenshaus vorbei ist er durch das grüne Tor an die Mottlau gelangt. Und wieder ist ihm, als spürte er den Geruch der See, den der schärfer gewordene Wind von Neufahrwasser hinüberträgt. Er liebt diesen Geruch. Eine erfrischende Würze ist in ihm und ein neu belebender Atem. Er muß an den Ausspruch eines süddeutschen Geschäftsfreundes denken: Daß die Leute im härtlichen Norden und Osten sich länger schaffensstark erhielten als die im weicheren Süden oder Westen.

Auch er?

Gewiß, auch er.

Und doch, da regt es sich wieder, dies schreckliche Gefühl der Leere, das vom Magen aufsteigt, schmerzend über Brust und Rücken streicht, auch das Herz auf einen bangen Augenblick aussetzen läßt, so daß er stehen bleiben muß, mitten auf der Straße.

Es sind einige Wochen her, daß sich diese Anfälle eingestellt haben, plötzlich und unvermutet, niemals mitten in der Arbeit, aber mehrere Male auf dem Wege zum Kontor, der vielleicht schon zu weit und anstrengend für ihn geworden ist.

Er hat mit niemand aus seinem Hause darüber gesprochen. Mit wem sollte er auch? Seine Frau ist mit dem eigenen Leiden vollauf beschäftigt, und er darf sie nicht aufregen. Seine Kinder aber, Timm in seiner strotzenden Gesundheit und Ina in ihrer abgesonderten Art, wären einer Klage von ihm gewiß wenig zugänglich gewesen.

Schließlich hat er sich dem alten Meckbach, seinem vielbewährten Hausarzt, offenbart. Der hat ihn nach einer eingehenden Untersuchung für vollkommen gesund erklärt. „Ein bißchen Nerven- und Muskelüberanstrengung“ hatte er gesagt. „Das ist alles. In unseren Jahren muß man haushälterisch mit seinem Körper umgehen.“

Und er hatte recht behalten. Es ging vorüber, geht auch jetzt wieder so schnell vorüber, als es gekommen ist. Und er kann seinen Weg, von Druck und Schmerz befreit, fortsetzen.

Aber seltsam ist es doch, denkt er bei sich selber, komisch beinahe! Da beschäftigt man sich den ganzen Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit seinen Plänen und Geschäften, kauft die Zeit aus, wünscht der Sekunde Ewigkeitsdauer, nur um sie gewinnreich nutzen zu können. Und eines Tages versagt der Körper seinen Dienst. Man wird schwach, hinfällig, krank. Und dann . . .

Ja, und dann?

Durch die Luft schwingt heller Glockenton. Das Uhrenspiel im Rathausturm läßt einen frommen Choral ertönen, kündet dann mit ehernen, bedächtig ausholenden Schlägen die neunte Stunde.

Es ist genau die Zeit, mit der er Morgen für Morgen in die Speicherinsel einbiegt. Mit ihr beginnt die Welt, in der er lebt und wirkt. Wie ein weiter Lagerplatz dehnt sie sich mit den übereinander getürmten Stockwerken, den scharf und spitz hervorspringenden Giebeln. Von den Stürmen der Zeit zerklüftet und zernagt stehen sie Schulter an Schulter, tragen noch ihre Inschriften, ihre meist der Tierwelt entnommenen Namen aus verklungenen Jahrhunderten.

Hier befindet sich, ein Fremdling in seiner schmalfrontigen, verträumten Umgebung und sich fast grotesk von ihr abhebend, ein nach moderner Sachlichkeit breit und hoch aufgeführtes Gebäude: das Holzexporthaus Vandekamp u. Co. Und als Friedrich Vandekamp in die weitangelegte Flurhalle tritt, läßt er Frühling und architektonische Schönheit hinter sich, denkt und lebt in ihm nichts als das Geschäft.

Im Kontor ist heute nicht die Ruhe, deren Vorbild Vandekamp gibt und die er auch von den anderen verlangt. Alles ist in einer Erregung, deren Schwingungen sich von Pult zu Pult fortpflanzen. Man hat auf den Chef gewartet, gibt, scheinbar in eifriger Versenkung über seine Befrachtungstabellen und Konnossemente gebeugt, gespannt Obacht, was er sagen, was er tun wird.

„Er weiß noch nichts“, flüstert Max Landien, der Einkäufer, zu Herrn Siebenfreund hinüber, der der Abteilung für Polen und Pommerellen vorsteht.

„Er weiß alles“, gibt der zurück, „er sagt nur nichts.“

Indessen ist Friedrich Vandekamp in sein Privatkontor getreten. Es ist ein von allen anderen Räumen streng abgeschlossenes Zimmer, nicht umfangreich und mit nüchterner Einfachheit ausgestattet. In der Mitte die größere Hälfte des Zimmers einnehmend, befinden sich zwei gegenübergestellte Schreibtische. Auf dem des Chefs liegt ein Stoß der für ihn streng ausgesonderten Post. Der andere ist mit Geschäftsbüchern, Tabellen und Konnossementen belegt.

Von dem Augenblick an, in dem Friedrich Vandekamp diesen Raum betritt, ist er für alle anderen gesperrt. Dafür sorgt schon Söna Sentland, die niemanden zum Chef läßt. Nur unaufschiebbare Dinge und solche von höchster Wichtigkeit werden ihm persönlich vorgetragen. Für alles andere ist Berthold Kernreif da, der schmächtige, von oben bis unten zugeknöpfte Prokurist, der im Verkehr mit den Kunden und Maklern die Unnahbarkeit und die schweigende Strenge der Zurückhaltung von seinem Chef gelernt hat, ihn überhaupt, wo es angebracht oder nur möglich ist, gern kopiert.

Und schon hat Friedrich Vandekamp den ersten Verdruß des Tages, gegen den er allmählich abgestumpft sein sollte, es aber immer noch nicht ist: der Stuhl ihm gegenüber ist leer.

„Er kann sich nicht an die Pünktlichkeit gewöhnen“, flüstert er mehr traurig als ärgerlich vor sich hin. „Vermutlich hat er wieder die halbe Nacht im Klub gesessen oder seine kleine Freundin nach dem Kino zu Lauterbach geladen.“

Er nimmt seine Post zur Hand. Einige der zahlreich eingegangenen und meist ausführlichen Schreiben mustert er oberflächlich, um sie bald zur Seite zu legen, andere fliegt er durch, ohne ihnen weitere Beachtung zu schenken. Dann drückt er den roten Knopf auf dem umfangreichen Fernsprechapparat zu seiner Linken, nimmt den Hörer, ruft ein kurzes Wort hinein, und Theobald Kernreif, der im Dienste des Hauses ergraute Prokurist, erscheint.

Friedrich Vandekamp gibt ihm an der Hand der verschiedenen Schreiben und der zu ihnen gemachten Bemerkungen seine Weisungen, knapp, klar, ein jedes Wort wägend, damit er nicht eins zuviel sage. Denn er weiß, mit zu großen Anforderungen darf er den nur auf sehr gerader Linie laufenden Gedankengang seines Prokuristen nicht beschweren. Schließlich braucht er kaum einen Prokuristen. Er disponiert und verfügt allein, und Söna Sentland mit ihrem schnellen Erfassen und gewissenhaften Ausführen genügt ihm vollkommen.

So hat auch diesmal die ganze Unterredung nur wenige Minuten gedauert, und Friedrich Vandekamp gibt den üblichen kurzen Wink, der eigentlich nur ein ganz leichtes Aufheben des Armes von der Schreibtischplatte ist und bedeutet, daß Theobald Kernreif entlassen ist.

Der aber rührt sich nicht von der Stelle. Wie angewurzelt verharrt er auf seinem Platz, das ernste, in einem unbestimmbaren Blaßgrau schimmernde Auge unter den gewölbten Brillengläsern mit einem halb besorgten, halb ängstlichen Blick auf seinen Chef gerichtet.

„Sie wissen wohl noch nicht, Herr Vandekamp . . .“

Schon hält er inne, macht eine jener schwerwiegenden Pausen, die er als eine seiner stärksten Gesprächsgehilfen ansieht und die Friedrich Vandekamp unerträglich sind.

„Daß Brackmann und Collins, dem wir die große Lieferung von Eichenrund- und Exporthölzern übertrugen, in Schwierigkeit geraten ist, daß die Nachrichten aus Spanien wenig günstig lauten, daß die Unruhen dort uns weniger Sorge machen dürften als die Mitteilung unseres Korrespondenten aus Madrid, daß die Firma, mit der wir ab-

geschlossen, auf nicht mehr ganz sicheren Füßen steht — nicht wahr, das wollten Sie sagen?"

„Ja, wenn Sie so genau unterrichtet sind."

Theobald Kernreif kaut an den Worten. Er will eine gewichtige Einwendung machen, überlegt sie aber hin und her. Denn er darf den Respekt nicht verletzen, den er seinem Chef schuldig ist und den er, solange er seine Stellung bekleidet, stets als sein höchstes Gesetz betrachtet hat.

„Dann verstehe ich nicht", sagt er jetzt, „daß Sie einen so weitgehenden Vertrag mit Brackmann und Collins tätigen konnten."

„Vertrag! Von einem Vertrag ist nie die Rede gewesen."

„Wenn er auch nicht formuliert war, so hat ihn Herr Brackmann als solchen aufgefaßt."

„Das ist seine Sache."

„Und hat danach gehandelt."

„Das ist seine Torheit."

„Das Material, dessen wir für unsere spanische Lieferung bedurften, überstieg das Gewohnte und ging gewiß über Philipp Brackmanns Kräfte."

„So hätte er die Lieferung ablehnen müssen."

„Der Auftrag war ihm zu verlockend. Er hat einen solchen seit langer Zeit nicht erhalten."

„Man soll nicht Kaufmann werden, wenn man nicht das Zeug dazu hat.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann auf dem weißen Pferd.

Erzählung von Heinz Wagenitz.

Es war noch dämmergrau in der Stube, als Anna sich erhob und sogleich zum Herd ging, um die Glut wieder anzufachen, die während der Nacht unter der Asche in winzige Krumen zerfallen war.

Einem bleiernen Gewölbe gleich hing der Schneehimmel niedrig über den unbewegten Wipfeln der Kiefern. Unten am Ufer, wo die Straße von Teerdingen endete, lag die Fähre, vom Eis fester gehalten als durch die zahlreichen Taue und die dicken Pflöcke. Das andere Ufer des Flusses, zu dem sie unzählige Male ihren Weg genommen, konnte man nur ahnen. Ein weißlicher Dunst nahm den Häusern und Bäumen dort drüben ihre feste Wirklichkeit und machte sie zu unsicher begrenzten, wachsenden und schrumpfenden Schatten.

Als die beiden Eimer gefüllt waren und das Plätschern des Wassers zugleich mit dem Knarren des hölzernen Pumpenschwengels verstummte, glaubte Anna aus der Ferne ein hastiges Klopfen zu hören, als trabe ein Pferd irgendwo über die hart gefrorenen Wege im Wald. Das erinnerte sie an ihren Traum von dem Mann auf dem weißen Pferd. Die große, dunkle Gestalt war über ein weites Feld ihr entgegengeritten, und je näher sie kam, desto stärker hatte Anna eine wohlige Wärme des Geliebtseins und Geborgenseins in ihrem Herzen gefühlt.

Solche unerklärlichen Traumbilder kamen oft zu Anna, zuweilen sogar mitten am Tage. Obwohl ihr Leben für Träumereien und heimliche Gedanken wenig Raum bot, verließen diese seltsamen Bilder sie nicht. Anna liebte sie, weil sie auf eine behutsame, ja, zärtliche Weise verborgene Wünsche immer wieder zu wecken vermochten, bis sie wie Feuer in allen Sinnen brannten. Aber seit Anna den Fährmann Pieter Haluns zum Mann hatte, wußte sie auch, daß diese Wünsche nicht alle gut waren.

In der Stube blickte Anna auf die Pendeluhr. Bald mußte Pieter zurück sein. Sie stellte die Suppe auf das Feuer, schnitt das Brot und rückte die Stühle an den Tisch. Als Pieter nach einer halben Stunde noch nicht da war, nahm sie ihr wollenes Tuch um die Schultern und ging ihm auf dem schmalen, knirschenden Waldweg entgegen. Sie war nicht unruhig, sie wollte Pieter nur eine kleine Freude bereiten, denn sie dachte an den Tanz, der am Abend in Oldesbrook sein würde.

Anna liebte den Wald nicht. Er war schweigsam und ernst, und niemand konnte wissen, was in seinen Tiefen geschah. Er verwandelte die Menschen, machte ihre Gedanken schwer und ihre Blicke dunkel, so wie auch das Wasser die Menschen verwandelte. Anna hatte es erfahren. Erstaunt und erschrocken hatte sie zusehen müssen, wie Pieter dem Wasser und dem Wald immer ähnlicher wurde.

Als sie schon nach wenigen Schritten das Knarren des kleinen Wagens hörte, den Pieter mit einem klotzigen Stubben beladen hatte, war sie froh. Pieters Gesicht leuchtete auf, als er Anna erkannte. Er küßte sie, indem er ihren Kopf in seine harzigen Hände nahm, und lachte laut, weil sie sich schüttelte.

Bei der Suppe war er freilich schon wieder schweigsam wie sonst, so daß Anna Zeit genug fand, nach den besten Worten zu suchen für ihren Wunsch, einmal mit vielen anderen Lustigen lustig zu sein, die enge Fährhütte zu vergessen und bis zum Morgen zu tanzen. Schließlich aber sagte sie doch nur: „In Oldesbrook ist heute Tanz." Pieter nickte, als habe sie nicht mehr gesagt, als daß heute Mittwoch sei. „Der Hegemeister wird auch kommen", log Anna. Sie kannte Pieters freundschaftliche Zuneigung zu jenem Mann, dem der Wald so vertraut war wie sein Haus und seine Frau. Pieter hob den Kopf und blickte Anna ruhig an, während er sagte: „Ich traf ihn heute früh. Er hat kein Wort davon gesprochen." Anna fühlte, daß sie rot wurde. Die Scham machte sie zornig, und sie rief laut: „Verstehst du nicht? Ich will tanzen! Wenn du mich nicht begleitest, werde ich allein gehen!" —

Viel zu langsam schlich eine Stunde nach der anderen vorüber. Während sie putzte und wischte und den breiten Riß in Pieters Jacke flickte, versuchte Anna, Tanzlieder zu summen, die sie kannte, und an lachende Tänzer und den bunt geschmückten Saal in Oldesbrook zu denken. Sie holte auch ihr bestes Kleid aus der Truhe und legte es ausgebreitet über das Bett. Trotzdem gelang es ihr nicht recht, sich auf die Musik und das Tanzen zu freuen.

Sie hörte Pieters regelmäßige Axtschläge vor der Hütte, wo er Holz zerkleinerte, und der Wunsch, ihn zu rufen oder zu ihm zu gehen, wurde stärker in ihr. Würde er aber verstehen, warum sie kam? Oh, dieser schwerfällige, schweigsame Fährmann! Ging er nicht stets umher wie ein Lastträger? Sie haßte ihn. Und weil sie wußte, daß sie ihn dennoch liebte, haßte sie ihn auch darum.

Als sie unlustig ihr Festtagskleid anzog, während Pieter, seine Pfeife rauchend, aus dem Fenster blickte, sagte Anna grollend: „Überall schleppst du deinen Ernst hinter dir her wie einen schwarzen Schatten." — „Es heißt: „Niemand kann über seinen Schatten springen", erwiderte Pieter. Plötzlich kam er zu ihr, beobachtete lächelnd, wie sie sich vor dem kleinen, halbblinden Spiegel kämmte und schmückte, und sagte dann freundlich: „Siehst du, du hast jenen Mann vergessen, den ich in der letzten Nacht, bevor das Eis kam, übersetzte. Du kannst vergessen, und das ist gut. Ich wußte nicht, daß er ein Mörder war, und er wußte nicht, daß sie ihn drüben bereits erwarteten. So fuhren wir über den Fluß. Ich werde noch lange darüber nachdenken müssen, wie geheimnisvoll alles miteinander verkettet ist, was Menschen tun."

Im Spiegel sah Anna Pieters Gesicht. Sein Mund lächelte noch immer, aber seine Augen waren ernst. Seine Pfeife war erloschen. Anna holte mit einem Span Feuer aus dem Herd und entzündete sie wieder. Nichts erschien ihr jetzt schwerer und zugleich törichter, als an diesem Abend nicht bei Pieter zu bleiben. Aber hatte sie nicht behauptet, sie würde auch allein nach Oldesbrook gehen? Hastig nahm sie Tuch und Mantel und verließ mit einem kurzen Gruß die Stube.

Das Wetter hatte sich gewendet. Ein warmer Wind blies den Schnee von den dicken Köpfen der Weiden, die Erde war weich und feucht, und auf dem Eis des Flusses standen dunkle, runde Pfützen. Anna ging langsam und vorsichtig, um ihre zierlichen Schuhe nicht zu beschmutzen. Alle ihre Gedanken und Empfindungen, die sie vergessen wollte, trug der laue Wind leicht über die weite, weiße Fläche davon. Die immer heller leuchtenden Lichter von Oldesbrook aber weckten Freude in ihr und neugierige Erwartung.

Als sie in dem mit Girlanden und Fahnen festlich geschmückten Saal des Oldesbrooker Wirtshauses ankam, lachte Anna, und ihre Augen funkelten. Nicht einen einzigen Augenblick lang brauchte sie auf einen Tänzer zu warten, denn ihre Freude machte sie schöner als alle anderen Frauen und Mädchen. Sie tanzte von einem Arm in den anderen, sie sang mit, wenn irgendwo gesungen wurde, sie war berauscht von Fröhlichkeit.

Als die Musik schließlich schwieg und nicht wieder beginnen wollte, als die Lichter in dem fast leeren Saal allmählich erloschen, erwachte Anna heiß und verwirrt wie aus einem wirbelnden Traum. Der Fremde, der die letzten Tänze mit ihr getanzt hatte, fragte sie, ob er sie begleiten dürfte. Anna lächelte ihm zu: „Aber es ist ein weiter Weg." Der Fremde sagte, er wolle den Weg mit ihr gern gehen. Ein feiner Mann, ein Herr, dachte Anna, während er ihren Arm nahm.

Sie gingen durch die dunklen Gassen von Oldenbrook und dann die breite Landstraße zum Fluß hinunter. Der Fremde erzählte, daß er Reisender sei, und nannte viele Namen von Städten, die er gesehen hatte. Anna bewunderte ihn. Sie träumte davon, mit einem solchen Mann um die ganze Erde zu fahren, durch fremde Länder und auf fernen Flüssen. Mußte das Leben nicht überall schön sein?

Gleich hinter der letzten Scheune hörten sie ein verworrenes Brausen und Brüllen, das immer lauter wurde, je näher sie an den Fluß kamen. Der Fremde schwieg mitten in seiner Erzählung und blickte Anna fragend an. „Das Eis geht", sagte sie. Bald standen sie unten am Ufer und sahen drüben ein gelbliches Licht matt schimmern. „Dort wohne ich", erklärte Anna. Der Fremde schüttelte erschrocken den Kopf: „Wir können nicht hinüber." — „Sie fürchten sich?" fragte Anna erstaunt. Plötzlich verachtete sie diesen Fremden, der so viele Städte gesehen hatte und so gut davon erzählen konnte. Heftig stieß sie seinen Arm zurück und ging allein auf den Fluß hinaus.

Um sie herum sang und stöhnte das brechende Eis, und unter ihren Füßen zitterte die feste Decke wie von gewaltigen Stößen. Müdigkeit lähmte die Frau und machte jeden Schritt schwerer. Eiskaltes Wasser drang durch ihre dünnen Schuhe. Anna erschauerte. Langsam griff die Angst nach ihr. Da sah sie eine dunkle Gestalt über das weiß schimmernde Feld des Eises auf sich zu kommen, und sogleich fühlte sie sich auf eine wunderbare Weise sicher und geborgen, während jenes seltsame Traumbild der letzten Nacht in ihr wieder deutlich wurde. „Der Mann auf dem weißen Pferd", flüsterte sie, und das hallende Donnern des Eises klang ihr wie das Geräusch klopfender Hufe. Sie schloß die Augen und taumelte noch wenige Schritte. Dann hob Pieter sie auf seine Arme.

Als er das Ufer erreicht hatte, fragte er leise: „Hast du getanzt? War es schön?" Aber Anna hörte ihn nicht mehr. Sie hatte die Arme fest um seine Schultern gelegt, das Gesicht zwischen seinem Jackenkragen und seinem Hals vergraben und schlief. Er weckte sie nicht. Er legte sie in ihrem Festtagskleid auf das Bett und zog ihr nur die nassen Schuhe und Strümpfe aus. Ehe er die Lampe löschte, betrachtete er noch einmal ihr Gesicht. Sie schlief und lächelte.

Frigga lächelt!

Frauentum in deutscher Vergangenheit.

Von Josefine Schultz.

Leuchtend strahlen am nächtlichen Himmel ewige Sterne. „Sieh dort — der Orion!", sagen wir vielleicht, wenn unser Auge die großen Sternbilder sucht. Aber es gab einmal eine Zeit, vor tausend und mehr Jahren, da wohl auch irgendwo im deutschen Land die Hand eines Mädchens zu den Sternen wies und es sagte: „Schau Mutter — Friggas Spindel dort oben!" Denn quer durch das Sternbild des Orion ging — so sahen es die Alten — die Spindel der Frigga, wobei der „Jakobstab", jene drei Sterne in der Mitte des Sternbildes, die breiteste Stelle der Spindel angab. Und darum war das Sternbild des Orion der Frigga geweiht.

So wie Frigga, die Gemahlin des Weltengottes, die Spindel in Händen hielt, so war unseren Vorvätern der Spinnrocken schlechthin das Sinnbild der Fraulichkeit. Aus Sage und Märchen surrt das Spinnrad, und die drei heiligen Nonnen, die um den Lebensbaum saßen, spannen schon den ewigen Faden des Lebens . . . Immer war das Spinnrad Verkörperung des Edlen und Guten, und es gibt wohl kaum eine alte deutsche Sage, in der nicht die Königstochter fleißig am Spinnrad saß.

Wenn wir heute die Stellung der deutschen Frau in der Kultur der Germanen, des Mittelalters bis in unsere heutige Zeit hinein verfolgen, so zieht sich durch die Jahrhunderte hindurch das Hohelied der Frau als Hüterin von Brauch und Sitte, als Wahrerin edler Gesinnung und Gesittung. Sinnbild aller Tugend aber blieb durch die Jahrhunderte das Spinnrad, das niemals stillstehen durfte. Und so wie das Spinnrad sein surrendes Lied in den Spinnstuben und im alten deutschen Bürgerhause sang, so saßen auch immer fleißige Frauen an den bäuerlichen Webstühlen, und herrliche, kunstvolle Gewebe gingen aus ihren emsig schaffenden Händen hervor. Welche tiefe Freude liegt darin, wenn wir heute in Geweben, Stickereien, in dem Muster neuer Tongefäße die alten Zeichen und Formen wiederfinden, die schon unseren Ahnen erster Ausdruck der Kunst waren, und in denen sich uralte Symbole offenbarten!

Und heute — wäre die Kunst des Spinnens und Webens eingeschlafen — verdrängt durch ein neues Zeitalter der Technik? Durchaus nicht. Nur wenige wissen, daß noch heute 130 000 bäuerliche Webstühle in Deutschland in Betrieb sind, daß in ihnen eine durch Jahrhunderte ererbte Volkskunst weiterlebt.

Immer stand die deutsche Frau dem Mann gleichberechtigt zur Seite. Ihr gebührte der Ehrenplatz am Herd des Hauses, und Mann und Kinder wußten, daß sie der unwandelbare Mittelpunkt der Familie war. Es hat eine Zeit gegeben, wo man in irriger Verblendung über die Frau am Herd, die „hausgebackene" Frau gespottet hat. Die es taten, haben wohlweislich verschwiegen, daß dieser Platz am Herd eben ein Ehrenplatz der Hausfrau war, und daß sie, die fleißig die Hände rührte und in Haus und Hof schaffte, dem Mann nur eine umso höher geschätzte Gefährtin war! In früheren Zeiten lag sowohl die Bereitung des Brotes wie seine Verteilung in den Händen der Frau, und ein Rest dieses alten Vorrechts hat sich heute zweifellos in der feierlichen Kuchenbäckerei zu den großen Festtagen erhalten. Es gibt viele Gegenden in Deutschland, in denen man noch heute das Festtagsgebäck in ganz bestimmten, von Urvätern her übernommenen Formen backt, und die Frau ist es, die dafür Sorge trägt, daß solch ererbtes Brauchtum nicht verloren geht im Wandel der Zeit.

Wie stark gerade die deutsche Frau tiefinnerlich mit Brauchtum und Sitte, aber auch mit dem Gedankengut unseres Volkes erfüllt ist, das zeigt sich am besten in den Sagen, Märchen, Liedern, die heute im Volke fortleben und deren liebevolle Pflege großenteils den Frauen zu danken ist. Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in Niederzwehren in Hessen eine alte Bäuerin, „die Viehmännin" genannt. Ihr danken die Brüder Grimm den größten Teil ihres Märchenschatzes, den sie dem deutschen Volk geschenkt haben. Die Viehmännin wußte Märchen über Märchen. Man brauchte nur im Scheine der kleinen Petroleumlampe neben ihr zu sitzen und ihren Erzählungen zu lauschen. Alle Gestalten wurden da lebendig: Hänsel und Gretel und die alte Hee, die spinnenden Königstöchter und der gestiefelte Kater . . . .

Aber die Viehmännin war nicht die Einzige, die im Hessischen von sich reden machte. Nicht minderer Ruhm gebührt der Bäuerin Veronika Reeder in Hasselbach. Sie weiß ebensoviel Lieder wie die Viehmännin Märchen. Und vielleicht noch viel mehr. Veronika Reeder bewahrte in ihren Truhen 26 handgeschriebene alte Liederbücher, und 30 Weisen und 300 verschiedene Lieder konnte sie aus dem Gedächtnis wiedergeben, die nun unserem Volk erhalten blieben.

Gerade heute ist sich die deutsche Frau ihrer heiligen Aufgabe, Hüterin von Brauch und Sitte ihres Volkes zu sein, wieder voll bewußt geworden. In ihrer Hand liegt die Erhaltung der schönen alten Trachten, die Pflege des Volkstanzes. Welches Mädchen würde es wohl im Leben vergessen, wenn es in seinem Dorfe einmal zur „Maikönigin" gewählt und im Triumph durch das Dorf geführt wurde? Es wird noch seinen Kindeskindern davon erzählen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.